

DISTANCE LEARNING

» Bloß nicht zutexten! Schreiben fürs Fernlernen

Wann haben Sie das letzte Mal einen Text gelesen, der Sie so richtig gefangen genommen hat? Ach ja, der letzte Roman von ... Nein, ich meine einen Sachtext! Ach, so was Langweiliges? Nein, eben nicht! Erinnern Sie sich denn nicht an irgendeinen guten Sachtext, lehrreich wie ein guter Vortrag, spannend wie ein Krimi, kurzweilig wie ein Roman, humorvoll wie ein englischer Witz und vielleicht sogar so anrührend wie ein persönlicher Brief? Mmh ... vielleicht meine Studienbriefe aus dem Fernstudium?

Die schriftlichen Materialien im Fernstudium erfüllen in der Tat viele wichtige Aufgaben. Natürlich sollen sie Wissen vermitteln, aber sie haben anders als ein Lehrbuch auch die Rolle einer Lernbegleitung. Fernstudium ist aus der Ferne angeleitetes Lernen, so sagt es auch der Gesetzgeber. Fernstudierende sind demnach keine Autodidakten. Texte im Fernstudium transportieren deshalb nicht bloß Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern sie müssen den Lernenden auch begleiten, unterstützen und motivieren – fast wie eine reale Lehrperson. Dass Texte eine solche Mächtigkeit besitzen, steht außer Frage: Nicht bloß Zensoren trauen Texten eine gewaltige Sprengkraft zu, auch Liebesbriefe können – nicht erst seit Cyrano de Bergerac – eine intensive Wirkung haben. Texte können beflügeln – auch Sachtexte!

Kommunikationstheoretiker wie Watzlawick gehen davon aus, dass der Empfänger die Botschaft bestimmt. Gleichwohl lösen unterschiedliche Botschaften unterschiedliche Reaktionen hervor. Was kann der Sender dafür tun, dass seine Botschaft möglichst gut rüberkommt? Zunächst muss er eine haben, die über das Vermittlungswissen hinausgeht. Eine Botschaft, die sich aus seiner Haltung und seiner Einstellung ableitet. Schreiben ist eine Art Dialog, und wie in jeder Kommunikation schwingen die Beziehungsaspekte deutlich mit. Gerade fachlichen Publikationen merkt man durchaus an, ob der Autor ein arroganter Pinsel ist oder ein echtes Interesse daran hat, sich mit seinem virtuellen Gegenüber via Text zu unterhalten. Manchmal sind es nur kleine Bemerkungen, die eine große Kluft zu dem lesenden Kommunikationspartner schaffen. Als Studentin leistete ich mir vor rund 15 Jahren das gerade erschienene Bändchen von Hartmut v. Hentig „Ach die Werte!“ Das Vorwort beginnt mit folgendem Satz: „An dem Tag, an dem ich das Diktat dieses Buches beendete, meldete die Frank-

furter Rundschau ...“. Ich saß damals gerade an meiner Examensarbeit und hatte das Gefühl, mir schon die Finger wund zu tippen. Dass mir jemand gleich im ersten Satz zu verstehen gab, dass er den Text nicht ebenso mühsam selbst getippt, sondern

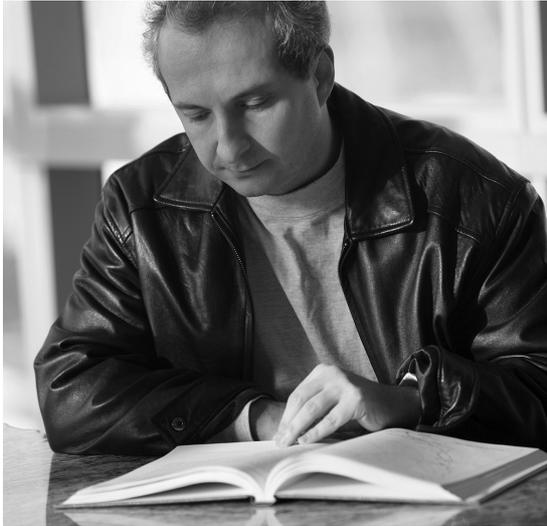
nur einem Bediensteten ‚runterdiktirt‘ hatte, vergällte mir das Weiterlesen sofort und ich bin nie mehr über diesen ersten Satz hinausgekommen. Was sollte mir ein solcher eitler Autor denn schon über Werte erzählen können? Vielleicht war das damals kleinlich, aber wie überall muss man auch in der Schreibstube eine Art Etikette einhalten. Gewisse Statussymbole passen nicht in jeden Kontext: Ein Psychologe hängt deshalb keine fröhlichen Familienfotos in seinem Wartezimmer auf und mit der Rolex schmückt man sich vielleicht beim nächsten Konzertbesuch, aber trägt sie nicht zur Schau, wenn man ein Schuldnerseminar an der Volkshochschule hält. Das Gleiche gilt auch für Sätze, die nur den eigenen Status abbilden, ohne für den Inhalt wirklich bedeutsam zu sein.

Bescheidenheit, Respekt und Interesse am Anderen, Empathie und Freude an der Unterhaltung, Warmherzigkeit und Humor – all dies kann auch in einem sachlichen Text mitschwingen, oder eben nicht. Ein wichtiges Mittel zur Herstellung einer Beziehung sind in der direkten Kommunikation sogenannte Selbstoffenbarungen, in denen man etwas Privates von sich preisgibt. In der deutschen Wissenschaftssprache sind solche Informationen – außer im Vorwort – verpönt. Angelsächsische Kollegen hingegen machen das – erfrischend – anders. So gelingt es englischen oder amerikanischen Sachbuchautoren spielerisch, in einen inneren Dialog mit dem Leser zu treten. Dabei werden Ich-Botschaften gesendet, ohne betulich oder esoterisch zu wirken. In seinem Bestseller „Mut zur Angst“ beispielsweise erzählt der Sicherheitsexperte Gavin de Becker, wie er seine viel nachgefragte Expertise in Sachen Sicherheit und Prävention erworben hat: Er hat im Alter von zehn Jahren erlebt, wie seine heroinabhängige Mutter seinen Stiefvater erschossen hat; Selbstschutz war eine Überle-



Dr. Gertrud Wolf

Leiterin der Evangelischen
Arbeitsstelle Fernstudium
im Comenius-Institut;
Frankfurt/Main
wolf@comenius.de
www.fernstudium-ekd.de



Schreiben ...

bensstrategie, die er zum Beruf gemacht hat. De Becker – einer der Pioniere auf dem Gebiet der Intuition – war nicht nur Sicherheitsberater von Ronald Reagan, sondern auch Schutzengel von Michelle Pfeiffer und vielen anderen Prominenten. In Deutschland wäre eine vergleichbare Koryphäe tunlichst darum bemüht, möglichst nichts von der eigenen Geschichte nach außen dringen zu lassen. Natürlich sollten Selbstoffenbarungen wohl dosiert sein, sie müssen in einem angemessenen Verhältnis zum Inhalt stehen und den Leser nicht ablenken oder gar überfluten.

Natürlich, Sachtexte sollen sachlich und objektiv sein. Eine Doktorandin wurde deshalb gerügt, weil sie einen Satz folgendermaßen begonnen hatte: „Ich nehme an, dass ...“. Der Doktorvater war der Ansicht, dass die Darstellung der eigenen Meinung unsachlich sei. Sie wandelte den Satz um: „Es kann angenommen werden, dass ...“ und war aus dem Schneider. Aber war das wirklich sachlicher? Man nennt eine solche Vorgehensweise in der deutschen Grammatik auch Täterverschweigung – ein Terminus, der eigentlich nicht zu einem sachlich anspruchsvollen Text passen sollte. Viele fachwissenschaftliche Publikationen sind voll von Täterverschweigungen. Aber wer stilsicher formulieren will, muss schon Farbe bekennen. Ein guter Studienbriefautor braucht also nicht vor der Verwendung von Personalpronomen zurückzuschrecken, sie degradieren den Text keineswegs.

Nicht umsonst werden die schriftlichen Lehr- und Lernmaterialien im Fernunterricht auch heute noch als Studienbriefe bezeichnet. Es geht dabei nicht bloß um den postalischen Zustellweg, sondern auch darum, dass Briefe eine persönliche Botschaft enthalten. Sie sind, anders als WurfSENDUNGEN, an den Empfänger adressiert. Wer jemandem einen Brief schreibt, möchte auch ankommen beim Adressaten. Man kann vielleicht Bücher ungelesen herumliegen lassen, aber Briefe nicht zu öffnen, das gilt als ignorant. Diesen Anspruch, etwas Besonde-

res für den Leser zu sein und sich dem Leser verständlich zu machen, sollten die Autoren von Studienbriefen verinnerlichen.

Verständlichkeit ist ja schön und gut, mag der ein oder andere einwenden, aber manche Sachen sind halt so kompliziert, dass man sie nicht beliebig vereinfachen kann. Trotzdem gibt es auch bei komplexen Themen mehr Möglichkeiten, als mancher Gelehrte wahrhaben möchte. In ihrem Vorwort zu einem psychologischen Sachbuch von T. D. Wilson schreibt Maja Storch: „Wie viele amerikanische Kollegen versteht er es meisterhaft, seine Wissenschaft populär, witzig und praxisnah von der Universität zu den Menschen zu bringen.“ Im Prinzip nennt Storch hier die drei wichtigsten Regeln einer guten Schreibe: Populär bedeutet, sich, ohne Fachwissen voraussetzen, verständlich machen zu können und darauf zu achten, dass man Wissen nicht unnötig verkompliziert. Witzig heißt, dass man aus einer humorvollen, lebensbejahenden, fröhlichen Haltung heraus schreibt. Praxisnah ist schließlich die Fähigkeit, die Wissensbestände, die man vermitteln will, gleich damit zu validieren, dass man ihre Bedeutung für die Praxis nachvollziehbar herausarbeitet. In der Regel wird deshalb vor allem derjenige im Vorteil sein, der mit dem Wissen, welches er vermitteln will, selbst praktische Erfahrungen gemacht hat; auch humorvolle Anekdoten ergeben sich dabei meistens von selbst. Ein eigener und authentischer Erlebnis- und Erfahrungsbezug ist der beste Garant für einen guten Text. Den Rest kann man lernen, man muss dafür aber vielleicht mehr am Kommunikationsverhalten feilen als am Schreibstil.



... fürs Lernen